

Uschi Nowak und Lotte Pellens



Erzähl doch mal von früher...

Inhaltsverzeichnis

Vorwort: Uschi Nowak, Lotte Pellens	3
Steckbriefe: Elli Henseler; Christa Malzkorn	4
Schulgeschichten aus Vochem: Zwei Freundinnen blicken zurück	5
Steckbrief: Peter Wißkirchen	8
Der Milchmann aus Vochem	9
Steckbrief: Sonja Seichter	12
Erinnerungen einer Vochemer Geschäftsfrau	13
Steckbrief: Klaus Göhring	18
Die dreifache Flucht	19
Steckbriefe: Edeltraud Radtke, Günter Radtke	24
Von Garagen, nicht vorhandenen Schweinen und dem Pimockenball	25
Impressum	31

Vorwort



Die Idee zu diesem Heft entstand im Rahmen des Projektes Soziale Stadt Brühl-Vochem.

Es sollten Menschen zu Wort kommen, die schon lange in Vochem leben und diesen Stadtteil auch geprägt haben. Wir erhielten vom Stadtteilbüro den Auftrag, fünf Portraits zu erstellen.

Gesagt, getan! Schnell fanden sich ein paar Kandidaten, die wir für dieses Projekt gewinnen konnten.

Bei den Gesprächen lernten wir ein Vochem kennen, in dem der Schulunterricht im Bunker stattfand, der Pimockenball ein gesellschaftliches Highlight war, in dem es eine strenge Trennung von Katholiken und Protestanten gab, die Milch an die Haustür geliefert wurde und der Nikolaus und das Dreigestirn ins „Lottobüdchen“ kamen.

Wir lernten Menschen kennen, die schon immer in Vochem gelebt haben, und solche, die erst nach dem Krieg hierher kamen. Sie alle verbindet heute eines: Vochem bedeutet für sie Heimat.

Das Heft konnte nur entstehen, weil diese Vochemer Bürger und Bürgerinnen bereit waren, uns ihre zum Teil sehr persönlichen Geschichten zu erzählen.

Die Gespräche waren nicht nur äußerst interessant, sondern auch immer bewegend und unterhaltsam. Wir hatten sehr viel Spaß!

An dieser Stelle bedanken wir uns ganz herzlich für die Gastfreundschaft und das Vertrauen, das uns alle entgegengebracht haben.

Brühl, im September 2014
Uschi Nowak und Lotte Pellens

Nachtrag:

Einige Monate nach dem Interview erreichte uns die traurige Nachricht von Frau Henslers Tod. Bei aller Betroffenheit finden wir es schön, dass wir einen kleinen Ausschnitt aus ihrem Leben in unserer ersten Geschichte festgehalten haben und so vielleicht bei einigen, die sie gekannt haben, Erinnerungen an gemeinsam Erlebtes wachrufen können.

Steckbriefe



Elli Henseler

geb. 1935 in der Schlosstadt Brühl
wohnhaft in Vochem seit 79 Jahren
Beruf: Sparkassenangestellte
Hobbies: kfd, Kirchenchor, Kegeln,
Wandern, Reisen, Trinken (aber nur
Tee und Kaffee)
„Vochem ist Kult,
... weil es Heimat ist.“



Christa Malzkorn

geb. 1936 in der Schlosstadt Brühl
wohnhaft in Vochem seit 78 Jahren
Beruf: Pfarrsekretärin
Hobbies: kfd, Kirchenchor
„Vochem ist Kult,
... weil es Heimat ist.“

Christa Malzkorn und Elli Henseler

Schulgeschichten aus Vochem – Zwei Freundinnen blicken zurück

Wir treffen Frau Malzkorn und Frau Henseler an einem Mittwochvormittag im Stadtteilbüro und bitten sie, uns von der gemeinsam verbrachten Schulzeit in Vochem zu erzählen. Und das ist dabei herausgekommen:

Einschulung im September 1942

„Wir sind am 1. September 1942 eingeschult worden und haben dann vier Jahre gemeinsam die Schulbank gedrückt“, erinnert sich Christa Malzkorn. „Eine Schultüte, wie heute üblich, gab es damals nicht. Überhaupt war früher vieles anders als heute.“ „Oh ja“, bestätigt Elli Henseler und fängt an, aus dem Nähkästchen zu plaudern.

Das „Fräulein Fischer“

„Die Lehrerin hieß Fräulein Fischer, eine eher unauffällige Frau mit Dutt, Brille und langen, dunklen Kleidern. Eine typische Lehrerin. Heimatkunde war ihr Spezialgebiet, und sie war sehr neugierig. Sie wollte immer ganz genau Bescheid wissen, über Familienverhältnisse, was es bei wem zum Mittagessen gab oder woher die Stoffe für unsere Kleidung stammten. Sogar der Inhalt der Seesäcke von Soldaten, die auf Heimaturlaub waren, interessierte sie brennend. Uns Schüler nutzte sie dann immer gerne als Informationsquelle.“

Es werden immer zwei Jahrgänge gemeinsam unterrichtet, erfahren wir. Und wenn das Fräulein Fischer mal den Klassenraum verlassen hat, muss eines der älteren Kinder aufpassen. Das ist meist „Brochs Matthes“. „Sein Bericht an Fräulein Fischer war dann immer: Die ganze Klasse hat geschwätzt außer der Malzkorn“, empört sich Frau Henseler.

„Das lag daran, dass ich als Kind unheimlich schüchtern war“, erklärt Frau Malzkorn fast entschuldigend.

Wir erfahren außerdem, dass alle Mädchen Zöpfe haben und Kleider und Schürzen tragen. Hosen sind streng verboten. Jedes Kind hat eine Schiefertafel mit Läppchen und einer Schwammdose mit Bohne. „Wieso mit Bohne?“, fragen wir erstaunt nach. „Na, um zu gucken, ob die dort vielleicht zu keimen beginnt!“

„Ansonsten hatten wir nicht viel“, erklärt Frau Henseler, „es mangelte ja an allem. Aber Not macht bekanntlich erfinderisch: Ich hatte eine Schürze aus einer Hitlerfahne. Meine Mutter wollte nie, dass ich sie anziehe. Strafarbeiten, die immer großzügig aufgegeben wurden, haben wir auf Tapetenreste oder Zeitungen geschrieben, weil es kein Papier gab.“

Erinnerungen in Reimform

So ist auch das älteste der drei Poesiealben, die unsere Gesprächspartnerinnen mitgebracht haben, aus ganz einfachem, eher grobem Papier. Neugierig blättern wir die Alben durch und kommen aus eigener Erinnerung zu dem Schluss: Die Gestaltung war „zu unserer Zeit“, in den siebziger Jahren, noch ganz ähnlich. In Schönschrift und liebevoll mit Rosenbildern oder Selbstgemaltem verziert sind die meisten Einträge.

Freundin Theresa verewigt sich 1947 ganz klassisch mit den Zeilen: „Ich saß im Garten und schlief, / da kam ein Täubchen und rief, / Resi, Resi, du musst eilen, und der Elli ins Album schreiben.“

Sinn für Humor beweist Evi 1973: „Wenn das Rhinozeros, das schlimme, / Dich fressen will in seinem Grimme, / dann steig auf einen Baum beizeiten / sonst hast du Unannehmlichkeiten.“

In der Kürze liegt die Würze – getreu dieser Devise texten Ingrid und Helga 1954 gemeinsam: „Das Leben winkt, genieße ohne Rast!“

Und Mutter Malzkorn gibt ihrer Tochter 1951 mit auf den Weg: „Brauche den Kopf, gute Gedanken zu finden. / Brauche das Herz, mitleidig zu empfinden, / Brauche den Willen, die Pflicht zu erfüllen, / Dann gibt Gott in allen Dingen Gelingen und Vollbringen.“ Wie wahr!

Ääze, Bunne Linse – aber die Biskuitsuppe war die leckerste, weil die süß war.

Die kostenlose mittägliche Schulspeisung durch die Stadt Brühl ist für viele Kinder die einzige verlässliche Mahlzeit, weil natürlich auch die Lebensmittel knapp sind. Wer sich nicht überwiegend selbst versorgen kann, leidet Hunger.

Brief-Vorbem den 8.3.1947.

*Frust Du Dich guter Zeit,
Bete voll Dankbarkeit.
Und wenn Leidensstürme toben,
Richte nur den Blick nach oben.
Bete spät, und bete früh,
Gott verläßt die Seinen nie.*

Der lieben Elli zur Erinnerung!

Deine Schulkameradin Christa.



ENTLASSUNGSZEUGNIS

Hilfery Henseler

GEBOREN AM *17. 9. 1918* in *Wahl*

VERSTORBEN AM *1. August 1947* in *Wahl-Orten*

DIES IST DAS VORBEREITUNGSZEUGNIS FÜR:
 DIE MIT DEM LETZTEN SAHR AN LUTHERANISCHEN G.L. JAHRESABEIT VERLEGENEN UND
 WENN MIT NACHSTEHENDEM ZEUGNIS AUS DER VORBEREITUNG ERLEBEN.

1. THEOLOGIE	<i>gut</i>	5. DEUTSCHES REICH	<i>gut</i>
2. BISTUMSLEHRE	<i>gut</i>	6. WISSENSCHAFT	<i>ausreichend</i>
3. LEHRGEBIET	<i>gut</i>	7. ARBEIT	<i>gut</i>
4. KIRCHENGESCHICHTE	<i>gut</i>	8. KIRCHENRECHT	<i>gut</i>
9. KIRCHENRECHT	<i>gut</i>	9. KIRCHENRECHT	<i>gut</i>
10. KIRCHENRECHT	<i>gut</i>	10. KIRCHENRECHT	<i>gut</i>
11. KIRCHENRECHT	<i>gut</i>	11. KIRCHENRECHT	<i>gut</i>
12. KIRCHENRECHT	<i>gut</i>	12. KIRCHENRECHT	<i>gut</i>
13. KIRCHENRECHT	<i>gut</i>	13. KIRCHENRECHT	<i>gut</i>
14. KIRCHENRECHT	<i>gut</i>	14. KIRCHENRECHT	<i>gut</i>
15. KIRCHENRECHT	<i>gut</i>	15. KIRCHENRECHT	<i>gut</i>
16. KIRCHENRECHT	<i>gut</i>	16. KIRCHENRECHT	<i>gut</i>
17. KIRCHENRECHT	<i>gut</i>	17. KIRCHENRECHT	<i>gut</i>
18. KIRCHENRECHT	<i>gut</i>	18. KIRCHENRECHT	<i>gut</i>
19. KIRCHENRECHT	<i>gut</i>	19. KIRCHENRECHT	<i>gut</i>
20. KIRCHENRECHT	<i>gut</i>	20. KIRCHENRECHT	<i>gut</i>

Dollmetscher
Hilfery Henseler

Wahl-Orten

Wahl-Orten



Fotos: oben: links Christa hat sich in Ellis Poesiealbum verewigt;
 rechts Schulzeit;
 unten: links Entlassungszeugnis Henseler; rechts Christas Kommunion

Unterricht im Bunker

Überhaupt sind die Kriegsjahre nicht nur sehr entbehrungsreich, sondern auch von den Schrecken der Bombenangriffe geprägt.

So findet der Unterricht während der letzten Kriegsjahre teilweise im Bunker statt, einem entlang der Hauptstraße verlaufenden Lehmstollen.

Die furchtbaren Bombenangriffe haben sich Christa Malzkorn tief ins Gedächtnis eingegraben. Sie kann auf Antriebsort, Datum und Opferzahl eines jeden Bombenangriffs auf Vochem nennen.

Hauptlehrer Stuch

Bleibende Erinnerungen hat auch Herr Stuch, der „Hauptlehrer“, bei Elli Henseler hinterlassen. In den neun Jahren ihrer Volksschulzeit kommen die Schüler regelmäßig in den zweifelhaften Genuss seiner extremen Erziehungsmethoden.

„Der war so streng, dass selbst katholische Kinder vor lauter Angst nicht das Vaterunser aufsagen konnten. Zur Strafe mussten wir es dann zehnmal abschreiben. Körperliche Züchtigung war an der Tagesordnung. Außerdem hat er „ungehorsame Kinder“ aus dem Fenster gehalten. Das Klassenzimmer war im ersten Stock! Wenn ein Kind nicht laut und deutlich gesprochen hat, musste es nach draußen an die Friedhofsmauer und von dort aus so laut sprechen, dass Herr Stuch es bis oben gehört hat, z.B. „ $9 \times 5 = 45$ “ oder „Selbstlaut mit t!“

Wir lauschen gebannt den Erinnerungen und haben fast den Eindruck, dass der sonst so couragierte Frau beim Gedanken an Herrn Stuch der Schrecken wieder in die Glieder fährt.

Der Schulalltag geht damals, wie wir erfahren, weit über das hinaus, was wir heute unter Unterricht verstehen.

So müssen die Schulkinder auch im Garten von Herrn Stuch arbeiten: Unkraut jäten, wässern, ernten. *„Und wehe, es wurde etwas falsch gemacht“*, berichtet Frau Henseler. *„Einmal haben ein paar Kinder das Gurkenlaub mit welchem Kartoffellaub verwechselt und so versehentlich die Gurkenernte vernichtet. Da nahm Herr Stuch einen Eimer Wasser und leerte ihn über diese Kinder.“*

„Ja, so was gab es“, bestätigt Frau Malzkorn. *„Wir mussten auch Kräuter sammeln, die dann vom Roten Kreuz an die Front gebracht wurden. Und wir*

mussten jeden Morgen vor dem Unterricht in die Kirche. Da spielte Stuch die Orgel. Religion spielte eine sehr große Rolle.“

Die Kommunion - das Highlight unserer Kindheit

Mit leuchtenden Augen erzählt Christa Malzkorn von diesem besonderen Fest. Ihr Kleid wird aus dem Brautkleid ihrer Mutter genäht, den Stoff für den weißen Mantel hat ihr Vater besorgt, Schuhe und Strümpfe sind schwarz.

Das Essen ist festlich, und es gibt sogar ein Geschenk: eine Kette mit goldenem Kreuzchen. Und natürlich ein Gebetbuch und eine Kerze.

„Ich bin schon 1944, und zwar am 9. April, zur Kommunion gegangen, weil mein Vater damals Heimaturlaub hatte und man ja in diesen Zeiten nie wusste, ob es überhaupt ein Wiedersehen geben würde.“

Das Leuchten in ihren Augen verschwindet. Am 5. Mai 1944 sieht die Familie den Vater zum letzten Mal. Nachdem im Dezember zunächst eine Vermisstenmeldung gekommen ist, wird die böse Vorahnung zwei Jahre später zur traurigen Gewissheit: Der Vater ist in jugoslawischer Gefangenschaft verhungert.

Ein Erlebnis der besonderen Art hat Elli Henseler am 9. April 1945, dem zweiten Tag ihrer Kommunion.

Fein herausgeputzt im „Zweitagskleid“, dem Mantel, der aus Bettleinen genäht war, und schwarzen Schuhen, soll sie in Begleitung von drei weiteren Mädchen, darunter auch ihre Freundin Christa, ihre Tanten aus Kierberg zum Kaffee abholen.

Auf dem Weg dorthin begegnet ihnen ein Wagen mit amerikanischen Soldaten, unter ihnen auch Schwarze. *„Wir hatten solch eine Angst vor den Schwarzen, dass uns das Herz in die Hose gerutscht ist“*, erzählen die beiden und können heute darüber lachen, zumal die Soldaten genau das tun, als sie die verschreckten Mädels sehen.

Was für eine harte Schulzeit in den entbehrungsreichen Kriegs- und Nachkriegsjahren, möchte man meinen!

Aber das Fazit der beiden Damen fällt im Rückblick anders aus: Ja, wir haben viel durchgemacht in dieser Zeit, aber wir hatten trotz allem viel Spaß.

Steckbrief:

Peter Wißkirchen

geb. 26.02.1937 in einem (ehemaligen) Kuhstall in Vochem
wohnhaft in Vochem seit 77 Jahren

Beruf: Kaufmann

Hobbys: Musik, Singen (seit 40 Jahren Vorsitzender des Männerchors), Karneval

„Vochem ist Kult

– und deshalb würde ich nirgendwo sonst wohnen wollen!“



Fotos von links: Unterwegs im Vochemer Karneval,
Schönes Paar mit Ziege, Alt-Vochem ... es war einmal

Peter Wißkirchen

Der Milchmann von Vochem

Peter Wißkirchen hat uns für das Gespräch zu sich nach Hause eingeladen. Auf dem Esszimmertisch liegt schon das aufgeschlagene Fotoalbum. „Tja, wo fangen wir an? Vielleicht am besten ganz am Anfang“, gibt er selbst die Antwort. „Als ich am 26.02.1937 in Vochem geboren wurde, war mein Großvater ein halbes Jahr vorher gestorben. Er war Ortsvorsteher und als solcher sehr bekannt und geschätzt in Vochem. Obwohl die Nazis ihn abgesetzt und das Schild von seinem Haus an der Kierberger Straße entfernt hatten, gingen viele von ihnen bei seiner Beerdigung mit“, erzählt Herr Wißkirchen und zeigt uns das „Beweisfoto“.

Glockenläuten zur Geburt

Peter Wißkirchen ist der lang ersehnte Sohn nach vier Töchtern. Deshalb haben die Nachbarn die spontane Idee, ihm zu Ehren die Kirchenglocken zu läuten. Der neu ernannte Nazi-Ortsvorsteher hört das Läuten und kommt schuldbewusst aus dem Haus gerannt, in der Annahme, das Läuten gelte Führers Geburtstag.

Peter Wißkirchen wächst im Elternhaus seiner Mutter Sophie an der Kierberger Straße 20 auf.

Er erinnert sich: „Ein Vetter meiner Mutter, Pater Brüning, war Missionar in Afrika. Einmal im Jahr kam er auf Besuch in die Heimat, um Verwandte und Freunde zu sehen und natürlich um Spenden zu sammeln. Da war er bei meiner Mutter an der richtigen Stelle: Sie hat immer großzügig gespendet.

„Das nächste Kind, das ich in Afrika taufe, heißt Sophie“, lautete jedes Mal das Dankeschön des Veters. Der trockene Kommentar meines Vater irgendwann: „Demnäh heeße alle Mädchen in Afrika Züff.“ Im Jahr 1964 heiratet Peter seine Anni. Ein Jahr später kommen die Zwillinge zur Welt.

Wie hat sich das denn mit dem Milchgeschäft entwickelt, wollen wir wissen.

Wir erfahren, dass seine Eltern das Geschäft vor dem Krieg aufgebaut haben. „In den Anfangsjahren ging mein Vater die Milch beim Fronhof und beim Hünsele Hof holen. Unter den Nazis ging das nicht mehr. In

den Kriegsjahren wurde die Milch in einem großen Tankwagen aus Köln gebracht. In den fünfziger Jahren kam die Milch aus der neu gebauten Molkerei in der Kurfürstenstraße. Ab den sechziger Jahren habe ich die Milch morgens um 4 Uhr aus Köln geholt.“

Mehlpapp und Mäusekot

Im Krieg gibt es die Milch nur auf Lebensmittelmarken. „Diese Marken mussten wir aufkleben und zum Amt bringen.“ Mangels Klebstoff wird zum Kleben „Mehlpapp“ angerührt. Das macht die Marken allerdings zwangsläufig zu einem Leckerbissen für die Mäuse. Das Ergebnis ist ein Haufen zernagtes Papier mit Mäusekot. „Meine Schwester Maria hat dann den Haufen, so wie er war, zum Amt getragen. Do hätt dat nix jekannt.“

Wenn in den Nachkriegsjahren zweimal in der Woche der Milchlaster aus Köln kommt, wird die Milch vor Ort in 30 bis 40 große Kannen umgefüllt und verkauft. Die Menschen stehen dafür stundenlang Schlange. „Da wurden viele Socken gestrickt“, erzählt Herr Wißkirchen und lacht.

In dieser Zeit werden in Vochem viele Flüchtlinge untergebracht. „Das waren ganz arme Menschen, darunter auch eine kinderreiche Familie. Wenn die Mutter gerade kein Geld hatte, hat sie mir das durch ein Augenzwinkern zu verstehen gegeben. Sie hat dann trotzdem ihre Milch bekommen und immer zuverlässig später bezahlt. Diese Kundin sagt heute noch, „wenn ich damals den Pitter nicht gehabt hätte, wären wir alle verhungert.“

Mit 16 Jahren beginnt Peter Wißkirchen seine Ausbildung zum Einzelhandelskaufmann bei Feinkost Zimmer in Köln-Ehrenfeld. Doch nach einem Jahr muss er dort aufhören. Sein Vater ist schwer erkrankt, und er muss im Geschäft einspringen. Obwohl er noch keinen Führerschein hat, darf er aufgrund der besonderen Umstände schon Auto fahren.

Die Berufsschule besucht er weiterhin und kann seine Ausbildung erfolgreich abschließen.



Foto: Trauerzug



Foto: Der Milchwagen

Mit dem Milchwagen unterwegs

Fortan fährt er über zwanzig Jahre lang sechs Mal in der Woche mit dem Milchwagen durch den Ort und versorgt die Vochemer mit Milch, Milchprodukten und Eiern. Der Bezirk ist der größte in Brühl und der Milchabsatz entsprechend hoch: Bis zu 700 Liter sind es täglich. An der Römerstraße startet Herr Wißkirchen die Runde. Er genießt großes Vertrauen bei seiner Kundschaft: *„Viele haben die Haustür einfach offen gelassen. ‚Krisch d'r watt de nüdisch häss‘ oder ‚et Jeld litt im Rejal‘ riefen die Frauen mir zu, und ich konnte die Milch dann einfach auf den Tisch stellen und mir das Geld nehmen.“*

„Du darfst dir alles anhören, du darfst nur nichts weitertragen“, lautet der Leitsatz, den ihm sein Vater mit auf den Weg gibt. Und das nicht von ungefähr: Wenn er hupt oder bimmelt, sind im Nu ein Dutzend Frauen um ihn rum, um den neusten Klatsch auszutauschen ... und um nebenbei den Einkauf zu erledigen. *„Das ging oft lustig zu. Einmal habe ich mir einen Spaß mit dem kleinen Peter gemacht.“*

Der erzählte mir ganz stolz: Wir fahren heute zum Drachenfels. Ich darauf: ‚Wusstest du eigentlich, dass deine Tante Elli mal auf'm Esel zum Drachenfels hochgeritten ist? Da stand am nächsten Tag groß in der Zeitung: Ein Esel wurde zu Tode geritten.‘“ Ungläubig starrt der Kleine ihn an und rennt sofort zu seiner Tante. *„Pitter“,* ruft die Tante daraufhin aus dem Fenster, *„wat häsde dem Jung verzallt!“*

Herrn Wißkirchen fällt direkt die nächste Anekdote ein, von Agnes, einem echten Vochemer Original.

Die kommt eines Tages humpelnd am Milchwagen an. Sie sei so schwer gestürzt. *„Das sieht ja schlimm aus. Da musst du sofort zu Dr. Ellinghaus“,* redet der Milchmann ihr zu. Am nächsten Tag fragt er nach: *„Wie is et, Agnes?“* *„Hab Glück gehabt, nichts gebrochen. Aber dann wollte der Doktor zum Vergleich auch den anderen Fuß sehen. Un stell d'r ens für, der hat isch janit jewäsche!“*

Es amüsiert Herrn Wißkirchen heute noch, wie offenherzig Agnes damals intime Details zum Besten gibt, und erzählt direkt weiter: *„Die Agnes hat mal von ihrem Mann einen Bettüberwurf geschenkt bekommen. Da hat sie ganz stolz erzählt, dass man darunter ganz prima die schmutzige Wäsche verstecken konnte.“*

Wir sind uns einig: Seine Diskretion und Zuverlässigkeit und sein ausgeprägter Sinn für Humor sind es, die ihn bei seinen Kunden so beliebt machen.

Retter in der Not

„Aber manchmal wurde es auch richtig ernst“, erinnert sich Herr Wißkirchen. *„Einmal kam eine Kundin völlig aufgelöst aus dem Haus, ihr Kind sei gerade durch die Scheibe gefallen und stark am Bluten. Da habe ich meine Runde unterbrochen und erstmal Mutter und Kind im Milchwagen zum Krankenhaus gebracht.“*

Erste Hilfe muss der Milchmann auch leisten, als eine Mutter sich ausgeschlossen hat. *„Die Haustür war zu, und ihr Baby lag auf dem Tisch. Da habe ich mich am Klinker bis hoch auf den Balkon gezogen. Das Fenster stand zum Glück etwas offen. Da konnte ich rein, das Kind sichern und der Mutter die Tür öffnen.“*

Das kleine Ladengeschäft an der Kierberger Straße wird in den fünfziger Jahren gebaut und erst 1994 aus Krankheitsgründen geschlossen. Auch sonntags ist Milchverkauf, und zwar von 9 bis 12 Uhr. Dann herrscht in dem kleinen Laden Hochbetrieb. Die Vochemer decken sich mit allem ein, was sie am Vortag vergessen haben. Die Stimmung ist gut, und man lässt besonders eiligen Kundinnen zuvorkommend den Vortritt. *„Der Milchtopf wurde von hinten über die Köpfe zur Theke durchgereicht. Einmal war noch ein Rest saure Bohnen im Topf, und ich musste schnell einen Spülgang einlegen“,* erzählt Peter Wißkirchen lachend.

Nach über zwanzig Jahren gibt Herr Wißkirchen den Milchwagen auf und wird mit 40 Jahren Mitarbeiter der Stadtwerke, wo er bis zu seinem Ruhestand im Jahr 2002 in der Lagerverwaltung tätig ist.

Das Ladengeschäft wird von seiner Frau geführt. Bis 1994 fährt er weiterhin dreimal in der Woche zum Großmarkt, um für den Laden einzukaufen und Milch an die Großkunden Deutsche Renault, Dom Zylinder und Mauser Werke auszuliefern.

Und damit sind wir am Ende seiner sehr unterhaltsamen Geschichte angekommen. Schade eigentlich, denken wir, dass es heute keine Milchmänner mehr gibt. Diese Servicequalität mit persönlicher Note würde uns auch gefallen.



Steckbrief Sonja Seichter

geb. am 16.5.1928 in Wesseling
wohnhaft in Vochem seit 1964

Beruf: Kauffrau

Besitzerin des Einzelhandelsgeschäftes
Seichter 1966-1992

Hobbys: Gartenarbeit, Handarbeit,
Fotografie, Rätsel lösen, Kochen

„Vochem ist Kult

*... weil Vochem meine Heimat ist. Ich
bin hier zu Hause!“*

Sonja Seichter

Erinnerungen einer Vochemer Geschäftsfrau

An einem sonnigen Frühlingstag machen wir uns auf den Weg in die Schultheistrae zu Frau Seichter. Dort werden wir von der zierlichen Dame sehr freundlich empfangen. Auf dem Wohnzimmertisch liegen nicht nur Fotos bereit, sondern auch ein Text über die Geschichte des Thüringer Platzes, den Frau Seichter quasi als Vorbereitung für unser Treffen zu Papier gebracht hat.

Er gefällt uns so gut, dass wir ihn gerne als Einstieg in unsere Geschichte verwenden möchten:

Vom Ackerland zur Einkaufsmetropole: der Thüringer Platz

„Als vor ca. 50 Jahren die Ladenstrae Thüringer Platz errichtet wurde, sah es ähnlich aus wie Anfang Mai 2013, als die Bagger dem Platz zu Leibe rückten, um ihm ein moderneres zeitgemäßes „Outfit“ zu verleihen.

In den sechziger Jahren herrschte hier rege Bautätigkeit: Das Gebiet von Vochem Sommersberg bis zur Kaiserstrae, das bis dahin Ackerland war, wurde mit der Errichtung von Wohnblocks und Eigenheimen zu einem Stadtgebiet, das Vochem mit Brühl verband.

Die Bevölkerung bestand damals überwiegend aus jungen Familien mit kleinen Kindern und aus Vertriebenen der ehemaligen deutsche Ostgebiete.

Mit der Ansiedlung dieser Menschen entstand natürlich der Bedarf an Einkaufsmöglichkeiten. So wurden die Geschäfte der Ladenstrae errichtet, die von der Bevölkerung freudig angenommen wurden.“

„Ja, so fing damals alles an im neuen Vochem, für uns und für viele andere Familien. Unsere Wohnung in der Neuen Königstrae wurde nach der Geburt unserer Kinder im Jahr 1961 zu klein“, berichtet uns Frau Seichter und zeigt uns ein Foto ihrer (zweieiigen) Zwillinge.

Als wir so erstaunt darüber sind, dass die beiden sich gar nicht ähneln, fügt sie ganz trocken hinzu: *„Das eine ist vom Briefträger, das andere vom Schornsteinfeger.“*

Die junge Familie Seichter erfährt durch Zufall von dem Bauvorhaben der Gebausie in Vochem. Da sie alle Kriterien erfüllt, um ein Haus zu erwerben (Kinder, genügend Eigenkapital, Anspruch auf Vertriebenen Darlehen und die Bereitschaft, Eigenleistungen zu erbringen), wird der Plan, nach Vochem zu ziehen, zügig umgesetzt. Im Jahr 1962 wird die Einheit mit 36 Reihenhäusern an der Schultheistrae gebaut. Zwei Jahre später zieht die Familie in das Eckhaus mit dem größten Grundstück.

„Insgesamt lebten dreizehn Kinder in unserer Häuserreihe. Wir haben bis heute eine sehr gute Nachbarschaft“, betont Frau Seichter.

Auch die Idee, ein eigenes Geschäft zu gründen, wird von den Seichters schnell realisiert. Schon 1966 wird „Schreibwaren Seichter“ in der neu erstandenen Ladenzeile am Thüringer Platz eröffnet.

„Zunächst führten wir nur Zeitungen und Zeitschriften, Schreibwaren, Schulartikel, Tabakwaren sowie Geschenke und Spielartikel. Nach zwei Jahren bekamen wir dann die Genehmigung zur Lottoannahmestelle“, erläutert uns Frau Seichter, und wir bekommen eine Ahnung davon, wie stressig die Führung eines „Lottobüchchens“ doch ist: Freitags ist Annahmeschluss. Jetzt gilt es, einen klaren Kopf zu behalten, damit nur ja nichts durcheinandergebracht, keine Kopie mit dem Original verwechselt wird oder gar ein Schein verloren geht.

In der Lottoannahmestelle können nun auch ITS-Glücksreisen gebucht werden. Eigens hierfür wird ein BTX-Gerät angeschafft.

Allerdings buchen Seichters den Urlaub nur für ihre Kunden, leider nicht für sich selbst. Die Lottogesellschaft genehmigt keine Geschäftsschließung für einen Urlaub. Erst nach zehn Jahren wird den Lottofilialen in Vochem und Kierberg die Erlaubnis erteilt, sich gegenseitig zu vertreten.

„Ohne meinen Vater hätten wir das mit dem Geschäft auch gar nicht geschafft“, erinnert sich Frau Seichter. „Er war gerade Rentner geworden und hat sich nicht nur um die Zwillinge gekümmert, sondern auch im Geschäft ausgeholfen.“



Fotos:

Seite 16: Der Thüringer Platz Anfang der 1960er Jahre;

Seite 17: links: oben Die Seichter-Zwillinge;

unten: Die jungen Geschäftsleute; rechts: Lustig, lustig trallallala





Fotos: oben: links Das Dreigestirn zu Besuch; unten: links Marketingmaßnahme; rechts Jubiläum Alaaf

Frau Seichter legt die Ausbildereignungsprüfung bei der IHK ab und bildet von da an Verkäuferinnen aus. Die Lehrlinge und Praktikanten sind eine wichtige Unterstützung im Geschäft. Auch, wenn nicht alle Praktikanten so ganz geeignet sind, in einem Geschäft zu arbeiten: „*Einmal hatten wir eine Praktikantin, die nicht rechnen konnte*“, erinnert sich Frau Seichter. Immerhin löst die junge Frau das Problem auf eine ganz praktische Art, denken wir, als uns Frau Seichter erzählt, dass die Praktikantin einfach eine Handvoll Kleingeld auf den Zahlsteller legt und es dann den Kunden überlässt, sich das Rückgeld zu nehmen.

Immer Leben in der Bude

Die Seichters und ihr Team managen nicht nur das Geschäftliche, sondern bemühen sich auch persönlich um ihre Kunden. Es ist immer Zeit für ein Schwätzchen und ein paar nette Worte.

„Mein Mann hat immer geschaut, dass Leben in der Bude war. So hatten nicht nur die Kunden, sondern auch wir Spaß. Unser Geschäft war auch unser Hobby.“

Das glauben wir gerne, und die Fotos, die Frau Seichter uns zeigt, bestätigen unseren Eindruck: Der Nikolaus kommt ins Geschäft, ein Weihnachtsmarkt auf dem Thüringer Platz wird von allen Geschäftsleuten organisiert, und Karneval stehen für die Jecken belegte Brötchen und lecker Kölsch parat. Sogar das Vochemer Dreigestirn wird einmal von den Seichters im Laden empfangen.

Eine lebensgroße Werbefigur, immer passend zur Saison gekleidet, begrüßt mal als forscher Schlossgardist, mal als Osterhase, Tourist oder Weihnachtsmann die Kunden am Eingang.

Frau Seichters Kreativität wird belohnt: Zweimal gewinnt sie einen Schaufensterwettbewerb. Die Preise sind eine Spiegelreflexkamera und eine Flugreise nach Gran Canaria. Vielleicht erinnert sich der ein oder andere Leser noch an die originellen Dekorationen mit den zwei niedlichen Teddybären. Einmal posieren die beiden im Schaufenster als Fotograf und Fotomodell und werben auf diese Weise für eine neue Fotofachzeitschrift. Ein anderes Mal liegen die Plüschtiere als Werbeträger für ITS-Reisen einfach faul in einer Hängematte.

25 Jahre Schreibwaren Seichter

Etwas wehmütig erzählt uns Frau Seichter. *„Wir hatten eine sehr schöne Zeit und immer guten Kontakt zu unseren Kunden.“*

Um sich bei ihnen für ihre Treue zu bedanken, überlegen sie sich 1991 etwas Besonderes: *„In diesem Jahr fielen die Karnevalszüge ja wegen des Golfkrieges aus. Da haben wir einfach stattdessen unser 25-jähriges Jubiläum etwas größer gefeiert.“*

Im Jahr 1992 schließen die Seichters ihr Geschäft. *„Leider konnten wir unseren Ruhestand nur zwei Jahre gemeinsam genießen; 1994 ist mein Mann verstorben. Jetzt ist der Garten mein Hobby“*, fährt Frau Seichter fort und führt uns für eine kurze Pause in den Garten. Hier werden wir von Kater Mikesch begrüßt, der zwischen den Blumen auf der Wiese die Sonne genießt.

„Gartenarbeit – das ist ein ununterbrochener Kampf gegen die Natur, die den Menschen ihren Willen aufzuzwingen versucht. Jeder, der einen Garten pflegt, verdient eigentlich eine Tapferkeitsmedaille“, trägt uns Frau Seichter ein Zitat von Thornton Wilder vor. *„Die hab' ich mir verdient!“*, ergänzt sie lachend.

Das sehen wir genauso und wünschen ihr noch viele glückliche Jahre in ihrem schönen Zuhause!



Steckbrief

Klaus Göhring

geb. am 19.03.1943 in Ostwingen, Provinz Posen

wohnhaft in Vochem seit der Osternacht 1956

Beruf: Betriebswirt/kaufm. Angestellter,
seit 15 Jahren Rentner

Hobbys: Posaunenchor der evangelischen Kirchengemeinde,
Klavierspielen, Gartenarbeit (... eher Pflicht!),
die Beschäftigung mit der Familienchronik sowie der
Geschichte der Straße Zum Sonntagsgarten

„Vochem ist Kult...

... weil es zu meiner Heimat geworden ist.“

Klaus Göhring

Die dreifache Flucht

Auf der Suche nach potentiellen Geschichtenerzählern aus dem „evangelischen Vochem“ bitten wir Pfarrer Jansen-Haß um einen Tipp. *„Versuchen Sie es mal bei Herrn Göhring. Er hat sich mit der Historie der Straße Im Sonntagsgarten befasst und darüber ein Heft für die Nachbarschaft entstehen lassen. Er weiß viel über die Neuankömmlinge nach dem Krieg“*, ist seine Antwort. Das klingt interessant, und so sind wir sehr erfreut, als Herr Göhring unsere Einladung zu einem Gespräch spontan annimmt.

Wir treffen uns an einem Dienstagvormittag im Juli in seinem Haus in der Straße Im Sonntagsgarten. Zunächst genießen wir den tollen Blick von der Terrasse über die Gärten in Richtung Siebengebirge, das allerdings noch im Dunst liegt.

Auf dem Esszimmertisch liegen die Bücher, die Herr Göhring in den vergangenen Jahren u. a. über seine Familiengeschichte verfasst und zum Teil auch veröffentlicht hat. *„Och wie praktisch, dann haben Sie uns ja schon die ganze Arbeit abgenommen“*, stellen wir lachend fest. Aber natürlich wollen wir die Eindrücke, die wir in den nächsten zwei Stunden sammeln, in eigene Worte fassen.

Als erstes erfahren wir, dass Herr Göhring weder Vochemer noch Brühler, ja noch nicht einmal Rheinländer ist, sondern dass es ihn erst vor knapp sechzig Jahren in diesen Stadtteil verschlagen hat.

Wie es dazu gekommen ist, hat er in seinem Buch Die dreifache Flucht festgehalten.

Klaus Göhring kommt am 19.03.1943 in Ostwingen in der Provinz Posen als jüngstes von sechs Kindern zur Welt. Die Eltern haben eine eigene Landwirtschaft. Ein halbes Jahr vor seiner Geburt wird sein Vater von der Wehrmacht eingezogen und gerät 1945 in russische Gefangenschaft, aus der er erst im Jahr 1955 zurückkehren sollte. Die Mutter zieht die sechs Kinder dreizehn Jahre lang alleine groß.

Auf dem Ackerwagen gen Westen

Im Januar 1945 wird die Familie von ihrem Hof vertrieben. Innerhalb von zwei Stunden müssen die wichtigsten Habseligkeiten zusammengepackt werden, und dann geht die Flucht mit einem Ackerwagen in die 500 km entfernte Mark Brandenburg, die vorrückenden russischen Truppen im Nacken. Nach strapaziösen 18 Tagen kommt die Familie bei einem Bauern in dem kleinen Ort Kuhbier in der Prignitz unter, wo sie in beengten und ärmlichen Verhältnissen lebt. Das Geld ist immer knapp, es reicht nur für das Nötigste. Die Kleidung wird vom Ältesten zum Jüngsten weitervererbt und immer wieder geflickt und gestopft. Ragt der Zeh aus der löchrigen Socke, heißt es „Fleischer guckt aus Wollmanns Laden.“

Trotz aller Entbehrungen blickt Klaus Göhring auf eine glückliche, behütete Kindheit zurück. *„Das Gelände rund um den Hof war für uns Kinder ein einziger großer Spielplatz. Es gab so viel zu entdecken, und uns ist immer wieder was Neues eingefallen.“*

Die sechs Kinder besuchen zunächst die Volksschule in Kuhbier und wechseln dann auf die Goetheschule in Pritzwald.

Rübergemacht im zweiten Versuch

Im September 1955 wird der Vater aus der russischen Gefangenschaft entlassen und kommt im November in Brühl an, wo bereits sein Bruder und seine Schwester wohnen. Da fasst auch die Mutter den Entschluss, der DDR den Rücken zu kehren. Im Laufe der Jahre sind die Auswirkungen des Sozialismus auf den Alltag immer unangenehmer, so dass die Familie im Jahr 1955 ein zweites Mal fast alles zurücklässt, um in den Westen zu flüchten.

Zu der Zeit sind die Grenzkontrollen schon schärfer, und so gelingt im ersten Versuch nur den älteren Geschwistern die Flucht, während die Mutter und die beiden jüngsten Kinder erwischt und festgenommen werden.

Doch im nächsten Jahr schaffen auch sie es. In der Osternacht des Jahres 1956 – die Turmuhr schlägt gerade ein Uhr – erreichen sie Vochem. Klaus Göhring ist jetzt 13 Jahre alt und lernt endlich seinen Vater kennen. Nur die drei älteren Geschwister können sich noch bewusst an ihn erinnern.



Foto: Zum Herrengarten 46

Ein bisschen Luxus

Der Vater hat für die achtköpfige Familie bereits eine Wohnung in der Straße Zum Herrengarten 46 zugeteilt bekommen: drei Zimmer, Küche, Diele, Duschbad und eine Dachmansarde, der Warmwasserkessel steht im Keller. Einmal in der Woche wird gebadet bzw. geduscht. Die Hausbewohner müssen sich absprechen, welche Wohnung wann dran ist. Sonst ist das Duschen am Ende eine kalte Angelegenheit. In den Gärten hinter den Häusern wird Gemüse angebaut – jeder Quadratmeter wird genutzt.

Im Herrengarten sowie im Fronhofweg, der Ursulastraße und der Matthäusstraße werden in dieser Zeit Mehrfamilienhäuser für die mehrheitlich protestantischen Vertriebenen aus dem Osten gebaut.

Ein bisschen Schule

Im Jahr 1956 wird Klaus Göhring zusammen mit acht anderen Jungen und neun Mädchen in die 8. Klasse der neu eingerichteten evangelischen Grundschule eingeschult. Sie teilen sich den Schulhof mit den Schülern der benachbarten katholischen Grundschule. *„Man kannte sich vom Sehen, aber es gab keine persönlichen Kontakte, geschweige denn Freundschaften“*, erinnert sich Herr Göhring.

Das war uns gar nicht so bewusst. Schließlich ist diese strikte Trennung der Konfessionen aus heutiger Sicht – ökumenische Gottesdienste werden seit langem auch in Brühl regelmäßig gefeiert – kaum nachvollziehbar.

Die Ausstattung der Zwergschule ist spartanisch: drei Klassenräume für acht Jahrgänge, keine Sporthalle. *„Meine Lehrer waren Herr Prasuhn, Frau Klein und Frau Jahnke. Der Unterricht begann immer mit einem Morgenbetet.“*

Im Religionsunterricht werden Lieder aus dem Gesangsbuch gesungen. *„Für meine Schwester und mich war der Unterricht langweilig“*, erinnert sich Herr Göhring weiter, *„in der Goetheschule in Pritzwald hatten wir viel mehr Fächer, vor allem Naturwissenschaften und Russisch als Fremdsprache, und das Niveau war höher. Wir haben eigentlich nichts Neues gelernt.“* So ist wohl die größte intellektuelle Herausforderung, sich an den Vorgebirgsdialekt zu gewöhnen. *„Das war für uns wie eine Fremdsprache. Am Anfang haben wir nichts verstanden. Manche Wörter kannten wir ja gar nicht – zum Beispiel das Wort Klütten für Briketts.“*

Viel Gemeinde

Klaus Göhring besucht mit 46 anderen Jugendlichen den Konfirmandenunterricht bei Pfarrer Permantier. Samstagnachmittags geht er zur Jugendgruppe bei Diakon Rautenbach im Gemeindehaus am Mayersweg. Bis zum Bundeswehrdienst 1963/64 ist er dort aktiv, singt im Chor und nimmt an Gruppenfahrten, Radtouren und Zeltlagern teil.

Auch die Eltern engagieren sich in der Gemeinde: Seine Mutter spielt im Gottesdienst die Orgel, der Vater übt 16 Jahre lang das Presbyterat aus. Klaus Göhring spielt seit 1982 im Posaunenchor Trompete.

Im April 1961 zieht die Familie vom Herrengarten in das größtenteils in Eigenarbeit gebaute Haus im Sonntagsgarten ein.

Ganz viel Beruf

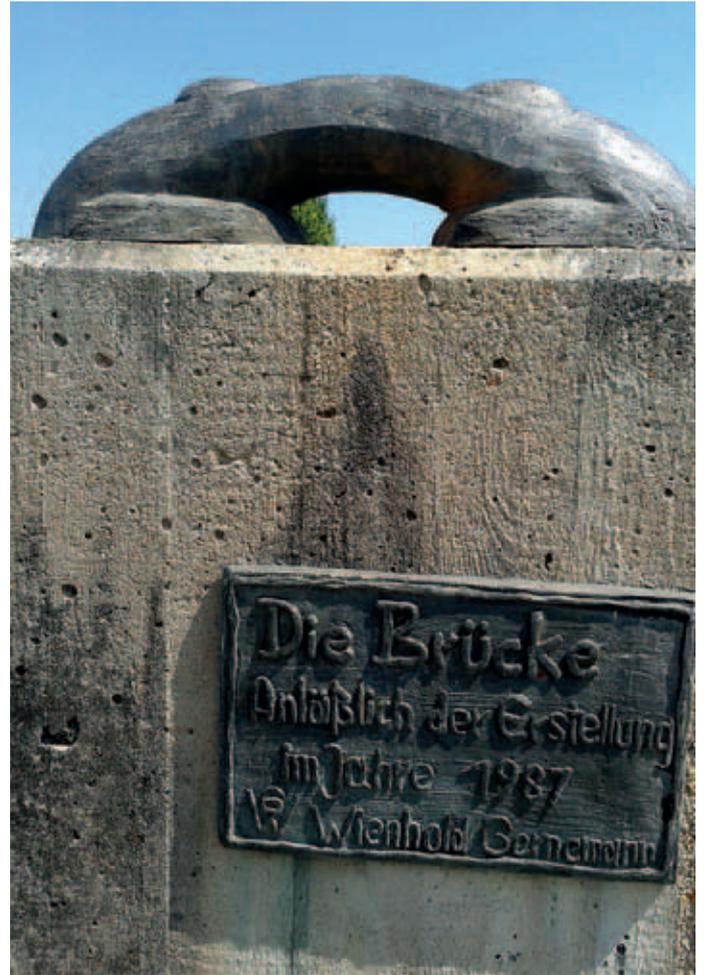
Nach seinem Schulabschluss beginnt Klaus Göhring mit 14 Jahren eine Lehre als KFZ-Schlosser, sattelt aber nach einem Jahr um auf Großhandelskaufmann und arbeitet bis 1963 bei Renault. Er holt die kaufmännische Fachhochschulreife nach und qualifiziert sich damit für das berufsbegleitende Studium an der Verwaltungs- und Wirtschafts-Akademie in Köln, das er vier Jahre später als Betriebswirt abschließt. Von Juli 1970 ist er bis zu seiner Rente Mitarbeiter der Firma Siemens.

Im August 1971 heiratet Klaus Göhring seine Frau Heidi, die in Berlin aufgewachsen ist. Zwei Jahre später kommt Sohn Torsten zur Welt.

Nach Zwischenstationen in Frechen und in München zieht die Familie im Jahr 1982 nach aufwändigen Umbaumaßnahmen in sein Elternhaus in der Straße Zum Sonntagsgarten.

1999 tritt Herr Göhring in den Vorruhestand ein. Kein Grund für Langeweile: Jetzt kümmert er sich um seine betagte Mutter, widmet sich Garten, Trompete und Klavier und findet endlich die Muße, die bewegte Geschichte seiner Familie aufzuschreiben, um sie so den Nachfahren zu erhalten.

„Haben Sie denn die Orte Ihrer Kindheit nochmal aufgesucht?“, wollen wir noch wissen.



Fotos: links Chillen im Garten; rechts Kunst auf der Brücke

Auf den Spuren der Vergangenheit

„Oh ja“, erzählt Herr Göhring, „im Jahr 1987 war ich erstmalig wieder in dem kleinen Dorf in Brandenburg, etwa 100 km von Berlin und“, fügt er lachend hinzu, „habe prompt ein Knöllchen für falsches Abbiegen bekommen!“ In dem Straßendorf hat sich einiges verändert. „Die meisten Bauern wollten damals nicht in die LPG und sind geflüchtet, bevor der Staat ihre Höfe vereinnahmt hat“, erfahren wir. „Wir sind durch das ganze Dorf gelaufen. Ich hatte alles viel größer in Erinnerung. Auf dem Friedhof haben wir noch das Grab unserer Großmutter besucht.“

Erst im Jahr 2007, also über sechzig Jahre nach der Vertreibung, kehrt er zusammen mit seinem ältesten Bruder und einem Cousin an seinen Geburtsort in der Provinz Posen in Polen zurück. Jetzt bekommen die Erzählungen seiner Eltern und älteren Geschwister auch für ihn ein Gesicht. *„Aber die meisten Bauernhöfe waren abgerissen, nur das Wohnhaus eines Onkels stand noch. Der Friedhof war abgeräumt; von den Gräbern waren nur noch Überreste da.“*

Grillen und Glühwein

In Vochem fühlen sich die Göhrings sehr wohl. Die gute Nachbarschaft „Im Sonntagsgarten“ möchten sie nicht missen. Die traditionelle Adventsaktion mit gemeinsamem Grillen und Glühwein ist das jährliche Highlight.

Der Ortsteil hat sich in den sechzig Jahren sehr verändert. Es werden neue Wohngebiete erschlossen, wo früher Wiesen und Felder waren. Um das Unterdorf besser mit dem Oberdorf zu verbinden, wird im Jahr 1987 der Bahnübergang durch eine Überführung ersetzt. Eine Bronzeplastik auf der Brücke symbolisiert auf schöne Weise diese Verknüpfung.

Die Göhrings sind sich einig: Auch wenn man lange in einer Großstadt gewohnt hat – mit seiner guten Infrastruktur und dem tollen kulturellen Angebot im Umland ist Vochem ein attraktiver Ort zum Leben.



Steckbriefe

Edeltraud Radtke

geb. 11.11.1938 in Pommern

wohnhaft in Vochem seit 1961

Beruf: Herrenwäschenäherin

Hobbys: Enkelkinder, Garten, Orchideen

„Vochem ist Kult,

... weil wir uns hier zu Hause fühlen.“

Günter Radtke

geb. 18.05.1936 in Ostpreußen

wohnhaft in Vochem seit 1951

Beruf: Installateur

Hobbys: früher Leichtathletik und Schießsport

„Vochem ist Kult,

... weil wir uns hier zu Hause fühlen.“

Edeltraud und Günter Radtke

Von Garagen, nicht vorhandenen Schweinen und dem Pimockenball

Diese Vochemer Geschichte führt uns in den Fronhofweg 50 zu Familie Radtke. Wir werden sehr herzlich empfangen. Bei Kaffee und dem wohl besten Pflaumenkuchen Brühls kommen wir schnell in ein angeregtes Gespräch über Familie, Haus und Hof.

Aber nun der Reihe nach: Herr Radtke ist 1936 im ostpreußischen Insterburg geboren. Im Jahr 1944 flüchtet die Familie zusammen mit vier anderen Familien nach Rossmar bei Mühlhausen/Thüringen. Sein Vater bleibt in russischer Gefangenschaft zurück.

Auf Stelzen zur Schule

Fünf Jahre lebt die Familie hier unter großen Entbehrungen bei verschiedenen Familien, denen sie zugewiesen wird. „*Meine Mutter musste viele unserer Habseligkeiten gegen Lebensmittel eintauschen*“, erinnert sich Herr Radtke. „*Sogar unsere Schuhe! Ich hatte nur noch gestrickte Pantoffeln. Damit ich keine nassen Füße kriegte, bin ich auf Stelzen zur Schule gegangen.*“

Kölsch als Fremdsprache

Im September 1949 wird der Vater aus der Gefangenschaft entlassen und kommt nach Euskirchen. Drei Monate später, an Weihnachten, gelingt auch der Mutter mit den Kindern die Flucht hierher. Herr Radtke ist jetzt 13 Jahre alt.

Er macht seinen Schulabschluss und beginnt anschließend eine Lehre als Installateur. Auf die Frage des Meisters, warum er sich denn für diesen Beruf entschieden habe, lautet seine prompte Antwort: Das wollte ich immer schon werden. „*Dabei wusste ich damals noch nicht mal, was ein Installateur ist*“, erinnert sich Herr Radtke lachend. „*Ich habe dann auch schnell gemerkt, dass dieser Beruf gar nicht mein Ding war*“, so Herr Radtke weiter, „*aber Lehrstellen waren knapp, und so habe ich genommen, was ich kriegen konnte.*“

Dazu kommen noch die Verständigungsprobleme. Der Euskirchener Dialekt ist für den jungen Günter wie eine Fremdsprache. Zu Hause im Fronhofweg – zur Arbeit nach Wesseling 1951 zieht die Familie zum Onkel nach Vochem in den Fronhofweg 6. Zwei Jahre später bekommen die Radtkes ein Grundstück in der gleichen Straße.

Vater und Sohn sind begabte Handwerker. So können sie das neue Heim nach den Vorgaben der Gebausie größtenteils in Eigenarbeit – die Baugrube wird mit Schaufeln ausgehoben – hochziehen.

Nach dem Umzug schließt Günter Radtke seine Lehre bei der Vochemer Firma Schickel ab. „*Auch hier habe ich erfahren, dass Lehrjahre keine Herrenjahre sind*“, so Herr Radtke. „*Von montags bis samstags musste ich für 5 DM von 8:00 bis 20:00 Uhr arbeiten. Da war ich froh, dass ich nach meiner Gesellenprüfung eine Stelle bei den Rheinischen Olefinwerken (ROW) in Wesseling bekam. Dort habe ich mich sehr wohlfühlt und bin vierzig Jahre bis zu meiner Rente geblieben.*“

Wie sah es damals hier im Fronhofweg aus, wollen wir wissen.

Wir erfahren, dass die Häuser der Gebausie als Siedlerhäuser geplant sind. Die Bewohner sollen sich möglichst selbst ernähren können. Deshalb ist vorgeschrieben, dass in den großen Gärten Obst und Gemüse angebaut wird und es einen Stall für Schweine, Hühner und anderes Kleinvieh gibt. Auch eine Einliegerwohnung für Vertriebene aus dem Osten muss in jedem Haus vorhanden sein.

Die Einhaltung der Vorschriften wird von der Gebausie kontrolliert. Als Radtkes Haus an der Reihe ist, fällt den Herren der Gebausie das Garagentor am „Schweinestall“ auf, was den Stall doch verdächtig nach einer Garage aussehen lässt, und sie beanstanden dies prompt. Doch Herr Radtke sen. leistet gute Überzeugungsarbeit: Das habe nichts zu sagen. Der Platz für die Schweine werde innen noch abgemauert. Die Kontrolleure geben sich damit zufrieden und fragen auch nie wieder nach.

Schweine hat es jedenfalls im Fronhofweg 50 nie gegeben. „*Wohl aber Hühner, Kaninchen und sehr viel Obst und Gemüse*“, so Herr Radtke, „*und das gesamte Grundstück war Nutzgarten.*“



Fotos: oben: Die „Schweinegarage“; unten: Frau Radtke sen. beim Hühner füttern

Traumberuf Friseurin?

Jetzt möchten wir gerne wissen, wo Frau Radtke ihre Wurzeln hat. Auch sie stammt nicht aus Brühl.

Sie ist 1938 in Stettin/Pommern geboren. „1944 bis 1946 waren wir dort von den Russen eingekesselt. Während dieser Zeit hatte eine Cousine meiner Mutter einen russischen Freund. Durch diese Beziehung hatten wir die Möglichkeit, am 11.11.1946, meinem achten Geburtstag, mit einem Güterzug in den Westen zu fliehen.“

In Brühl angekommen, wird die Familie zunächst im Sammellager in der Gaststätte Zum Dreesbach, später im Brauereisaal, dem heutigen Wetterstein, untergebracht, bevor sie eine kleine Wohnung in der Schützenstraße bekommt.

Für die siebenköpfige Familie ist diese Unterkunft viel zu klein. „Ich musste als Jüngste jeden Abend zur Großmutter ziehen, um dort zu schlafen und zu frühstücken.“

Mit neun Jahren geht sie in die erste Klasse der katholischen Clemens-August-Schule und später in die Martin-Luther-Schule. Das Lernen fällt ihr leicht, und so kann sie die dritte und fünfte Klasse überspringen und ist damit wieder im gleichen Alter wie ihre Mitschüler.

Nach dem Schulabschluss beginnt sie eine Lehre in ihrem Traumberuf Friseurin, muss diese aber abbrechen, da sie von den Chemikalien Hautausschläge bekommt. Sie macht stattdessen eine Lehre als Herrenwäschenäherin bei dem bekannten Kölner Unternehmen Biermann-Proenen. Später näht sie dort Tankanzüge und Overalls am Fließband. Der Lohn beträgt im ersten Lehrjahr 40 DM monatlich, im zweiten und dritten Lehrjahr 50 bzw. 60 DM.

Jetzt interessiert uns natürlich, wie die beiden sich kennen gelernt haben.

Samstags geht's zum Tanz!

„Meine Eltern waren tanzwütig“, erinnert sich Frau Radtke. „Als ich 14 war, fanden meine Eltern, dass ich genau im richtigen Alter bin, mit ihnen auf den Pimockenball im Belvedere zu gehen.“

Pimockenball? Was ist das denn, wollen wir wissen.

„Das war der Vertriebenenball“, klärt uns Frau Radtke auf. „Der wurde vom Vertriebenenverein organisiert und fand regelmäßig in den Tanzsälen

bei Neffgen, im Brühler Hof oder im Belvedere statt.“ „Pimock heißt übrigens heruntergekommener Rheinländer. So wurden die Flüchtlinge aus dem Osten genannt“, fügt Herr Radtke hinzu. „Damals wusste ich gar nicht, was Pimock bedeutet. Das habe ich erst viel später im Duden nachgelesen.“

Und hier haben Sie sich kennengelernt, fragen wir nach. „Ja“, erinnert sich Frau Radtke, „direkt beim ersten Mal. Und nach einigen Verabredungen und weiteren Kinobesuchen hat es dann richtig gefunkt.“

Mit leuchtenden Augen schwärmen die beiden von ihrer Jugend in Brühl. Ein Kölsch in der Stehbierhalle kostet nur 25 Pfennig. Im Belvedere ist allerdings Weinzwang. Den versuchen die Jungs zu umgehen, indem sie Bier aus dem Bierstall nebenan in den Tanzsaal schmuggeln. „Das ist nur leider einmal aufgefallen, als ein Stuhl auf die am Boden abgestellten Gläser fiel und diese im Dominoeffekt umkippten. An diesem Abend wurden wir alle rausgeschmissen“, erzählt Herr Radtke lachend. Ins Belvedere zu gehen, ist ein teures Vergnügen, und Geld ist knapp. So wechseln die Jugendlichen in den Tanzpausen ins Höttchen, um ihren Hunger mit Russeneiern zu stillen.

Auch beim „Vorglühen“ hält man sich zurück. „Wir tranken zu zweit drei Kölsch, mehr war nicht drin. Das musste reichen, um locker zu werden.“ Aber nicht nur in der Innenstadt, sondern auch in Vochem gibt es einige Tanzgelegenheiten. Die drei Tanzsäle Krämer, Nothelfer und Dreesbach werden bis in die neunziger Jahre gerne besucht.

„Ich bin Uschi Buschhoven“

Überhaupt sind die Radtkes ein sehr geselliges und unternehmungslustiges Paar. Nach ihrer Hochzeit 1957 und dem Umzug von der Kaiserstraße in Herrn Radtkes Elternhaus im Jahr 1961 – die Einliegerwohnung ist frei geworden – haben sie schnell viele Kontakte in Vochem.

Sie treten der Gymnastikgruppe des TTC Vochem bei. Außerdem machen sie beide Karriere im Schützenverein und werden Schützenkönig und Schützenkönigin.

Dazu fällt Herrn Radtke sofort eine Anekdote ein: „Ich wollte unbedingt auch mal zur Feier der Damenkönigin in der Gaststätte Dreesbach gehen. Da wurden aber leider nur Frauen eingeladen. Also habe ich mir ein langes rotes Abendkleid, eine Nerzstola und eine Perücke besorgt.“ So verkleidet und geschminkt überrascht er die feiernde Damengesellschaft mit den Wor-



Fotos: oben: Der Halbstarke Günter; unten: links Bei der Parkpflege; rechts So weit das Auge reicht: Der Radtke-Park

ten: Ich bin Uschi Buschhoven. „Von dem Tag an hieß ich nur noch Uschi! Das war eine verrückte Zeit“, schwelgt Herr Radtke in Erinnerungen. „Leider müssen wir heute aus gesundheitlichen Gründen etwas kürzer treten.“

Trotzdem haben die Radtkes keine Langeweile: Der große parkähnliche Garten und das Haus werden liebevoll gepflegt.

Beide besuchen gerne den Seniorennachmittag, der einmal im Monat im evangelischen Gemeindezentrum stattfindet. „Wir freuen uns sehr auf diesen Nachmittag. Bei Kaffee und Kuchen gibt es immer ein abwechslungsreiches Programm: Wir singen und beten. Hin und wieder gibt es interessante Vorträge. Oder Pfarrer Jansen-Haß greift aktuelle Themen auf, die wir ausgiebig diskutieren.“

Dass sich beide rundum wohl fühlen in Vochem, wird ganz deutlich, als sie von der sehr guten Nachbarschaft schwärmen: „Sich treffen, feiern, helfen ist unser Motto. Jeder passt auf jeden auf.“

Kommt man aus dem Urlaub zurück, ist der Rasen bereits gemäht.“ Zum Abschluss bringen sie noch das Nachbarschaftslied zu Gehör: „*Prost auf die gute Nachbarschaft, die aus Fremden gute Freunde macht. Miteinander, füreinander da, Tag und Nacht. Prost auf die gute Nachbarschaft!*“

Impressum:



Stadt Brühl - Der Bürgermeister
Rathaus, 50321 Brühl

Stadtteilbüro Vochem

Thüringer Platz 10, 50321 Brühl
Telefon 02232 500966
www.sozialestadt.bruehl.de



DSK Deutsche Stadt- und
Grundstücksentwicklungsgesellschaft

Mit Förderung:

Ministerium für Bauen, Wohnen,
Stadtentwicklung und Verkehr
des Landes Nordrhein-Westfalen



Fotos: privat

Layout/Satz/Gestaltung: Gabriele K. Ignor
Druck: Medienservice Bornheim-Sectem
August 2015

